

Die besessenen Besitzer

Autor(en): **Strasser, Charlot**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572426>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die besessenen Besitzer.

Nachdruck verboten,
Alle Rechte vorbehalten.

Ein zeitgenössisches Märchen von Charlot Straßer, Zürich.

I.

„Beim Großmogul,“ sagte die mit birmanischen Pfauen von Hand bedruckte Draperie, welche die Wand um das Lager einhüllte — ein Kanazelt hätte man mit ihr auskleiden können — „was hab' ich davon, daß ich nun solange im Abendland bin? Und doch geht alles drunter und drüber, wie beim Einzug des Emirs von Afghanistan mit seinen hundertneunzig Elefanten. Das letzte Mal...“

„Als ob sie je dabei gewesen wäre, Allah, Insch'allah, Padischah!“ ahmte der Kelim, der bei Tag das Lager bedeckte, nachts aber seiner Schwere wegen irgendwohin, gewöhnlich vor das Büchergestell über den Haufen geworfen wurde, weil er einem Vicunnafell Platz zu machen hatte, die Draperie nach...

Aber so kommt keine Ordnung in die Geschichte.

Die Draperie, der Kelim und noch viele andere Persönlichkeiten, die wir gleich kennen lernen werden, bildeten die Ausstattung, im besonderen die gegenwärtige, liberal-demokratische Regierung der Republik Musikzimmer. Diesen Namen hatte sie sich offiziell beigelegt. Ueber ihre Türschwellen oder Grenzen hinaus gab es einen lebhaften Reiseverkehr von lebendigen Wesen. Mindestens waren es, soviel die Möbel verstehen konnten, ein Mann und eine Frau. Sie und da trafen auch sogenannte Gäste ein.

Vom Ehepaar gingen die dunkelsten Gerüchte um. Einmal hieß es, sie bildeten sich ein, die Besitzer des Mobiliars zu sein, was freilich mehr oder weniger gutmütig belächelt wurde, oder aber, sie benahmen sich wie Pächter des Grund und Bodens, den die Möbel doch schließlich mit ihren eigenen Leibern besetzt hielten. Dergleichen empfand man schon als ehrenrühriger. Zumal der Begriff des persönlichen und nicht kommunistischen Grundbesitzes im genannten Staatswesen als etwas längst Ueberwundenes galt.

Ein ganz klares Bild über die beiden, wie über die Menschen im allgemeinen, vermochte man sich nicht zu machen. Die Gegenstände des Musikzimmers sagten

etwa unter einander — immer in der Möbelsprache natürlich — wenn sie das Treiben und Denken der Menschen beurteilen wollten, gehe es ihnen dabei gerade so, wie es jenen ergehen würde, wenn sie sich in das Denken und Empfinden der Luft, des Wassers, des Feuers, der Elemente hineinfühlen sollten. Ueberhaupt in das Denken der leblosen Materie. Sie, die Möbel, könnten das lebendige Wesen und Denken höchstens von ihrem leblosen Nervensystem aus betrachten. „Intuition“, wie das gebildetste Stück im Zimmer, das Büchergestell, sich ausdrückte. Aber das sei eben doch nur ein Eindringen in die lebendige Substanz vom materiozentrischen Standpunkte aus.

Einen Begriff vor allem, den die Menschen oft in gleichem Atemzuge mit dem des Besitzes benutzten, brachten die Möbel nicht in ihrer Geisteswelt unter: den des Eigentums. Für die leblose Substanz gab es kein solches. Es war eine menschliche Eigenheit, sich einzubilden, sie könnten dadurch, daß sie erwarben, kauften, verkauften, schenkten, verschenkten, erbten, veränderten oder mit Ausschluß eines andern Anspruch erhoben, eine ausschließliche rechtliche Herrschaft ausüben. In der Möbelsprache gab es nur das Wort Besitz. Besitzen konnten sie, die Möbel, dadurch, daß sie eine tatsächliche Herrschaft über eine Sache — und Sachen waren für sie die Menschen — ausübten. Daß sie aber Herrschaft ausübten, darüber bestand kein Zweifel, wenn es auch vielleicht bei den jekigen „Eigentümern“, die sie besaßen, noch nie so augenscheinlich in Erscheinung getreten war wie an andern Orten, bei früheren Eigentümern, wo sie die leidenschaftlichsten Ausbrüche hatten beobachten können, falls eine Beschädigung oder Gefährdung ihrer selbst, der Möbel, eine Pfändung, Beschlagnahme oder ähnliche Anlässe aufs Tapet gekommen waren. Sinnlos, fassungslos, würdelos hatten sich die Menschen jeweilen benommen. Natürlich konnten die Möbel den Menschen die Fähigkeit, Besitzer zu sein, niemals zuerkennen. Wäre dies doch leiblicher und seelischer Verflawung gleich-

gekommen. Möchten sich die Menschen noch so sehr einbilden, sie übten die tatsächliche Herrschaft über ihr sogenanntes Eigentum aus, in Wirklichkeit war es selbstredend umgekehrt, waren sie die Abhängigen, die besessenen Besitzer. Und gingen die Menschen erst noch kaputt — wie die wortgetreue Uebersetzung aus der Möbelsprache für sterben lautet — was war es dann mit Besitz und Eigentum?

Alle Nachrichten, die man über die Menschen kannte, stammten übrigens von den Bänden im Büchergestell, die sich unter anderem auch mit Sprachstudien befaßten und im geheimen ein Wörterbuch der Menschen- und Möbelsprache ausgearbeitet hatten, das sie freilich nicht in Materie, das heißt in Papier und Druckerwärze umzusetzen verstanden. Jedenfalls war also dem Gebell oder Getön, das die Menschen verursachten und das an ihnen, den Möbeln, widerhallte, „resonierete und räsionierte“, wie das Büchergestell sich ausdrückte, entnommen worden, daß das Ehepaar um die Möbel herum irgendwie einen Kult betrieb, zuweilen aber auch wieder auffallend wenig Notiz von ihnen nahm und keine Zeit für sie aufbrachte, da es noch anderweitige Reiche oder Zimmer besuchte und offenbar mit anderen Saniierungen und Problemen beschäftigt war als gerade mit denen im Musikzimmer.

Man hatte sich so im allgemeinen ein Bild über die Verhältnisse der Besessenen, dieses Pendants von Ehepaar, dieses Doppel- und Gegenstückes, gemacht. Das eine oder andere Möbel erinnerte sich an vergangene Jahre, da es in einem Trödlerladen gestanden hatte oder in einer Schreinerwerkstätte erbaut worden war. Es gab natürlich noch eine frühere Vergangenheit, die uns aber nichts angeht. Sondern das Ehepaar, damals ganz jung und schrecklich verliebt, hatte nach dem Preis besagter Möbel sich im Geschäft erkundigt, meist sorgenvolle Gesichter gezogen, die letzten Silberstücke aus dem Geldbeutel herausgeklaubt und in vielen Fällen sich zu Ratenzahlungen verpflichtet. So viel war unter allen Umständen sicher, daß flüssige Barschaft nie im Ueberfluß, ererbter Besitz nicht vorhanden gewesen war und daß die beiden augen-

scheinlich zu den Erwerbenden gerechnet werden mußten. Sie waren genötigt, das hatten besonders das Lager und die Stühle mit einigem Wohlgefallen festgestellt, gleicherweise, wie sie selber auf sich sitzen, schlafen, sich beschauen, aus sich tönen lassen mußten, etwas zu leisten und zu tun, um wieder Tauschobjekte in die Hand zu bekommen, sich die Dienste und den Erwerb der hierorts versammelten Gegenstände zu sichern.

Aber es stimmte nicht ganz alles an den beiden Pendants, nach dem, was man sonst von anderer Menschenware, von früheren Besitzern, Händlern und dergleichen gehört und beobachtet hatte. Es handelte sich bei den jetzigen Besitzern, die man besaß, gewissermaßen um originelle, nicht ganz gewöhnliche Stücke, denen unter ihresgleichen vielleicht manchmal mehr Liebhaberwert als positive Schwere, im Sinne des Kapitalismus etwa — „vergleiche Marx“, wie sich das Büchergestell ausdrückte — zugesprochen werden konnte.

Die Möbel wußten, daß in der sogenannten Wohnung — einem Völkerbund von fünf durch Wände abgegrenzten Staaten — gewisse Einrichtungen nicht vorhanden waren. Man war allmählich dahinter gekommen, daß das vom Musikzimmer besessene Paar wahrscheinlich keine weiteren Lokalitäten zu mieten der Möglichkeit hatte, weil es über sein Einkommen ging. Genau konnte man freilich nie herausdividieren, was man sich vom Möbelstandpunkte unter Einkommen vorzustellen hatte. Tatsache blieb offenbar, daß ein Raum hergerichtet worden war, in dem musiziert, nach dem Essen Kaffee getrunken, Besuch empfangen, die Bibliothek aufgereiht, aber auch, wahrscheinlich des Nachts, geschlafen wurde und zwar so, daß die beiden sich auf ein gemeinsames Lager austreckten, das sie tagsüber unter dem Kelim verbargen. Es läßt sich denken, daß dieser sich als derzeitiger Regierungspräsident sehr erniedrigt fühlte, wenn er, wie wir schon vernahmen, von dem das Lager aufsuchenden Ehepaar in eine Ecke geworfen und wenn, vornehmlich im Winter, ein weiches, warmes Vicunnafell an seiner Statt zu Ehren gezogen wurde. Dieses Fell besaß eine Tages- und eine Nachtnationalität.

Tagsüber lag es auf einem ähnlichen, auf einem Reservelager im Arbeitszimmer der Frau und konnte daher in der Art Forschungsreisender einiges ergänzen zu dem, was im Musikzimmer, etwa von Büchern, die auch schon auf den Schreibtisch dort hinüber gekommen waren, behauptet wurde. Es herrschte durch diese Umstände fast Gewißheit darüber, daß die Frau zu den gelehrten Lebendigen gehörte und daß sich andere Zweifelfüßler, die sich in allerhand körperlichen und seelischen Qualen ergingen, bei ihr einfanden, denen sie jenachdem gegen und ohne Entgelt ernste, nützliche Worte spendete. Aber das waren schon Dinge, die von den Möbeln des Musikzimmers als transzendental und metaphysisch empfunden wurden, so jenseits aller Materie waren sie für ihre Begriffswelt.

Man versteht, warum bei der Auswahl, die sie hinsichtlich der Zweckbestimmungen ihres Reiches hatten, die Gegenstände des Musikzimmers eben diese Bezeichnung als die vornehmste und schicklichste ihrer Organisation beilegte.

Denn organisiert, konstituiert, nationalisiert hatten sie sich nun einmal, bildeten einen Staat neben den vier andern und trieben, da sie geistig nichts anderes zu tun hatten, berufsmäßig Politik. Es erübrigt sich darauf hinzuweisen, wie demoralisiert sie bei solcher Betätigung werden mußten.

Bis jetzt hatten sie, unter sich in zahlreiche Parteien zerklüftet, nach außen fanatisch zusammengehalten. Sie waren ziemlich fremdenfeindlich und beblinzelten jedes neue Möbelstück, das zu ihnen gestellt wurde, mit unverhohlenem Mißtrauen. Ihr Reich hielten sie für das am weitesten fortgeschrittene, der Kultur am höchsten dienende und hätten, falls sie in ein anderes Zimmer verbracht worden wären, dies als Verbannung und Degradation empfunden. Es waren schon verschiedene Möbelstücke um solchen Anlasses willen nahe am Selbstmord gewesen. So hatte beispielsweise ein unechter Perserteppich, weil ein echter ins Haus gebracht worden war, das herbe Los erlitten, aus dem Musik- ins Arbeitszimmer der Frau, dann ins Eßzimmer, dann ins Bureau des Mannes, von dort ins Wart-

zimmer (über die Zweckbestimmung dieses abseitsliegenden und in geringem Ansehen stehenden Landes kannten sich die übrigen Völkerbundsstaaten am wenigsten aus), weiter in den Korridor und zu allerletzt auf die Wunde, eine hochliegende Kolonie, versetzt zu werden, wo er bis zum heutigen Tage gegen den Nepotismus Traktate schreibt, gänzlich verkommen und verblödet ist und sich in Sehnsucht nach dem früheren Glanze den Schaben ausliefert.

Aber das wäre eine Geschichte für sich.

Wir sprachen von den Parteien, in die das Musikzimmerreich zerklüftet war. Das Proletariat bildeten die Bestandteile des Lagers, die Stühle und Polster. Eine mit einem Eierstab verzierte tannene Bettlade. Eine Sprungfeder-, eine Roßhaarmatratze und ein Keilkissen waren des Lagers meist unsichtbare, aber doch unentbehrliche Fundamente. Unter- und Oberleintuch (sie hielten viel auf diesen Gradunterschied), Kopfkissen und Steppdecke fühlten sich mit den Matratzen, wenn auch mehr rechtsstehend, innig verwandt. Kellim und Vicunnadecke hingegen pendelten zwischen Lager- und Teppichpartei hin und her.

Die Teppiche meinten, sofern sie sich am Menschlichen messen würden, wären sie Vertreter der Kaufmannsgilde und der gutsituierten, bürgerlichen Kreise. Ihre Parteidisziplin galt als locker, war auch nicht so notwendig, weil ihnen die Macht von vornherein aus ihren Kapitalien zufloß, und sie trugen, da sie vielfach Konsuln überseeischer Staaten und Städtchen waren, gerne im Ausland angenommene Gewohnheiten zur Schau, besaßen heimlich, trotzdem es die Verfassung verbot, verschiedene Sonnen-, Falken- und Löwenorden und hatten seit Generationen sämtliche Regierungsplätzchen zu vergeben. Ihr Hauptbankier, ein blauer Schiras, breitete sich über den ganzen Boden hin, erfreute sich entschieden eines soliden Rufes und hatte, im Gegensatz zum vorerwähnten unechten Perser, eine aufsteigende Laufbahn hinter sich, indem er aus dem Eß- ins Studierzimmer der Frau und von diesem schließlich an seinen jetzigen Platz gelangt war. Ehre, dem Ehre gebührt! Selbstverständlich hatte er mit jedem neuen Reiche, das er beglückte, auch

dessen Rationalität angenommen und gegen die alte eingetauscht.

Sein besonderes Verdienst bestand darin, daß das Auge der Eigentümer, die man besaß, auf seiner harmonischen Fläche wie auf dem wohlgeformten Bauche eines Millionärs zu ruhen vermochte. Abgesehen davon, daß man auch weich in ihn hineintreten durfte, was ihn dann freilich hin und wieder bewog, ein wenig zu den Sozialisten hinüber zu liebäugeln und von Wohlfahrtseinrichtungen zu murmeln, die er zur besseren Ernährung der Arbeiter — es käme dies dann ja auch wieder dem eigenen Betriebe zugute — einzurichten gedächte. Mit dem Titel „Sozialzyniker“ quittierte ihm dafür die Lagerpartei. Wo und wie er seine Reformen durchführen wollte, erfuhr man nie und buchte es seiner orientalistisch angehauchten Phantasie, wenn er sich als Fabrikanten ausgab und es mit der Wirklichkeit nicht zu genau nahm. Kredit gewährte ihm die Gediegenheit der Wolle, aus der er geknüpft war. Für seine außergewöhnliche Schönheit hatte er Gottseidank kein Verständnis. Sonst wäre er ganz unausstehlich geworden.

Mit ihm gehörte zur Teppichpartei ein japanisches Tänzerinnenkleid, das den Stuhlflügel bedeckte. Aber das genannte, nicht mehr ganz jugendliche Frauenzimmer fremdelte außergewöhnlich, war auch seit einiger Zeit immer gereizt und unangenehm, weil es früher eine Ecke des Stimmers ausgefüllt hatte und es nun als Kränkung empfand, daß es über dem Stuhlflügel nicht mehr wie dazumal sich jedermann notwendig in die Augen werfen konnte. Da sein wattierter, roter Saum gegen die Klaviatur zu liegen kam, während die weiten Ärmel des Kimonos sich auf den Fußboden hinunterstapeten, litt das arme Wesen am Zwangsgedanken, daß der leiseste Luftzug den Saum aufheben könnte, was bei seiner vielleicht etwas loßeren Vergangenheit nicht ganz wunder nimmt. Mit dieser seiner Neurose machte es seinem Liebhaber, dem Schiras, unablässig zu schaffen, insofgedessen sich jener vorgenommen hatte, es demnächst gründlich psychoanalysieren zu lassen. Eventuell könnte es ja dann, wie das jetzt bei gewissen Damen der vornehmen Ge-

sellschaft Mode sei, die früher mit banalerer Wohltätigkeit sich die Zeit vertrieben hätten, die Psychoanalyse als Gesellschaftsspiel selbst weiterbetreiben.

Aber des Kimonos Erlebnisse, wie diejenigen des Leopardenfelles, der vor dem Lager herumfaulenzte, zuckerkrank war und auch zur Teppichpartei gehörte, wären wieder Hiftörchen für sich. Von ihm nur soviel, daß er aus China (vermutlich Import und Export) stammte, schon hochbetagt war und nicht mehr ordentlich sprechen konnte, weil ihm das Porzellangebiß, das ihm ein sächsischer Präparator ins Maul gestopft hatte, Zahn um Zahn herausfiel. Aus Pietät konnte man sich aber nicht entschließen, ihn seiner Stelle im Gesundheitsamte zu entheben. Pensionierung war leider nicht vorgesehen.

In enge Beziehung zur Teppichpartei gehörte die Beleuchtungskörperschaft. Eine Stehlampe, die mit einem Seidenpilzschirm aus einem runden Tischchen auf drei gedrehten Beinen emporwuchs. Eine schmiedeeiserne Laterne, in der eine elektrische Birne hing und einem Steckkontakt ihr Glühen durch bunte Scheiben verdankte. Ein holländischer Messingleuchter, der sich freilich nur mit Wachskerzen trug und eine gewisse Kirchgängerfrömmigkeit, ein Kontoforrentchristentum mit dem Industrialismus, denn dessen Ritter waren die drei samt und sonders, vereinigte.

Eine ganze Wand und ein Notenbrett nahm die Bibliothek in Beschlag. Sie vertrat das Akademische, die Presse und Dichtung und war eine teils betriebsame, spekulative und besonders in den älteren Jahrgängen vielfach geniale Gesellschaft, teils aber auch ein richtiges Drohnen- und Parasitengesindel. Sie fühlten sich dem Lebendigen noch am nächsten verwandt und verglichen sich gerne einem Bienenkorb oder Ameisenhaufen. Es wäre freilich eine Naturgeschichte für sich, ihr Individual- und Kollektivleben, wie es ihrem Sprecher, dem Büchergestell beliebte, sich gebildet auszudrücken, zu beschreiben.

Bücher und Büchlein, gerecht und ungerecht, nach Laune und auch nach Wahl in die verschiedenartigsten Gewänder gebunden, behaupteten insgesamt, eine eigene Seele für sich zu pflegen (daher der Seelengestank, der auch um einige von

ihnen herumschwelte), gleichwohl doch so eng zusammen zu gehören, daß sie sich auch als die Literatur bezeichneten und für jede Clique Delegierte in die Diskussion schickten. Wenn es dann wirklich einmal zu einer allgemeinen Aussprache kam, schwirrte es dermaßen vielstimmig und widerspruchsvoll durcheinander, daß man aus dem Büchergestell ein trotz der Lautlosigkeit der geschriebenen Worte geradezu ohrenbetäubendes Unwetter über sich ergehen lassen mußte.

Still, unaufdringlich und doch weit hin sichtbar verhielten sich die beiden Hauptbilder des Musikzimmers: die herrliche Mondnachtträdierung Albert Weltis und der Jenenserjüngling, obzwar nur Steindruck, so doch mit der eigenhändigen Widmung des Meisters versehen, Ferdinand Hodlers. Sie waren in Trauer und ehrten die Ruhe ihrer verstorbenen Schöpfer.

Und endlich gab es da ein Musikkollegium: eine Violine, einen Stutzflügel und eine Orgel. Wenigstens hatte die Mandoline, die einmal von irgend einem Gaste vergessen worden war und gar nicht zum Hausrat gehörte, heimatlos zwar Asylrecht genoß, aber doch als störendes Element empfunden wurde und die man nur zu einer einzigen Gelegenheit kurz angehört hatte, um sofort die Unertragbarkeit ihres Gezirps zu erkennen, gewisse Töne, die nachts vom schlafenden Chemann herührten, für eine Orgel gehalten, bis dann der olympische Frühling sich selber zitierte und den köstlichen Vers durchs Zimmer kolportierte:

„Und sägend röchelte der Schnarch ihm
aus dem Schlunde.“

Zur Ehre des Stutzflügels sei es gesagt, daß er niemals das Schnarchen mit der edeln Orgel verwechselt hatte.

II.

Der Stutzflügel war übrigens die unschuldige Ursache des Gespräches, das wir zu Anfang unserer Erzählung unterbrechen mußten. Ganz kürzlich hatten ihn vier Männer ins Musikzimmer getragen, wo er mit seinem durch keine Krückerchen getrübbten Lackspiegel zum nicht geringen Aerger des eifersüchtigen Schiras allen Umstehenden ein etwas dunkles Bild ihrer Beschaffenheit vorwarf.

Die weitgereisten und kaufmännisch ziemlich abgefeimten Mitglieder der Teppichpartei hatten das aristokratische oder, wie sie sagten, plutokratische Möbel, das in seinem nagelneuen Gradanzug sich nicht die mindeste Blöße als Parvenu gab, mit schlecht verhehltem Neid bei sich erscheinen sehen. Der Schiras war bis jetzt der vermöglichste unter allen gewesen. Zumal in der Kriegszeit hatte sich sein Wert um das Dreifache gesteigert.

„Als ob wir hier einen solchen Riesensarg des Wohlklangs zur Begleitung unseres historisch bewährten Phrasengedrechs nötig hätten!“ meinte er mit leisem englischem Akzent, den er den Briten in Persien abgelauscht hatte.

Sogar das Leopardenfell, das infolge der herausgefallenen Zähne nur undeutlich sprechen konnte und sich immer an den Schiras anlehnte, ja eine Ecke von ihm verdeckte, enthielt sich nicht, zu bemerken:

„Ganz meine Meinung, Herr Konsul. Fehlt nur das Perlen- (er wollte sagen: Perlen-)kollier und das Automobil, dann sind wir Millionäre!“

Und das mit goldenen Fächern bestückte Tänzerinnenkleid, das Verhältnis des Schiras, fügte mit naiv sein sollendem Tonfall hinzu:

„Nicht wahr, ich darf die Mandoline lieber haben, Onkelchen Konsul? Ist sie nicht wie ein Schamisen? Soll ich ihn o Flügel-san anreden, Onkelchen Konsul? Wenn nur kein Luftzug kommt! Ich werde mich so schämen.“

„Es sind noch nicht viele Raten von ihm abbezahlt, Allah mag's wissen,“ warf der Kelim dazwischen. Er traute dem Rimono nicht, den er, für sich selbst hoffnungslos, doch dem Schiras noch eher gönnte als dem Flügel. Auch begann sich für sein Empfinden das altrote Seidenfutter schon gar zu warm an den schwarzen Lack anzuschmiegen.

„Was die doch für snobistische Gespräche untereinander führen,“ wispernten sich einige Bücher in den Gestellen zu, dieweil sie soziale Tendenzen in sich verspürten. Aber die linksstehenden Elemente in der Lagerpartei fanden, daß man ihnen diese Bemerkung vorweggenommen hatte.

„Den Flügel von solchem Standpunkte

in der heutigen Zeit zu betrachten, ist weiß Gott schamlos," sagten die drei Matragen. Sie redeten immer gleichzeitig und behaupteten darum, die Volksmeinung auszudrücken. Wenn sie ein besonders zügiges Schlagwort gefunden hatten, ließ die unterste ihre Sprungfedern dazu knaßen. „Dieses Dreßgesindel von Hamstern und Schiebern" — sie meinten die Teppichpartei — „will sich noch über den immerhin zur Intelligenz mitzählenden Flügel aufhalten. Schmaroher, Blutsauger, lausbüßische Börsenjobber, haben sie vom Luftzug ...“

„O Gott, wie ich mich schämen werde!" rief der Rimono dazwischen.

„... der alle Lande durchweht und die bestehende Gesellschaftsordnung unter den Tisch..."

„Gibt es keinen in unserem Staat," forrigierte Herr Kelim, der Präsident.

„... fegen wird. Wenn man bedenkt, wie wir Nacht für Nacht immer wieder diese Menschenleiber auf uns erdulden müssen, wie unsere Genossen, die Leintücher, ihre Ausdünstungen ...“

„Die sogenannte Dame des Hauses verfügt über ein wohl assortiertes Lager der auserlesensten Parfüms," warf der Schiras mit dem Brustton des Kenners dazwischen.

„... in sich aufnehmen müssen, wie sich die Steppdecke verknüllen, das Kopfkissen zerwühlen lassen muß! Wir stellen den Antrag, daß man euch mit euren aufgeschwommenen Kapitalistenfragen das Recht, Menschen besitzen zu wollen, abspricht, ebenso, wie dasjenige, besessen zu sein.“

„Abdanken, abdanken!" schrie die ganze Lagerpartei wie aus einem Munde.

Der in die Ecke geworfene Kelim suchte die parlamentarische Ordnung wiederherzustellen. Draperie und Vicunnafell übernahmen die Vermittlung zwischen den einzelnen Gruppen.

„Ich kam," sagte das Vicunnafell, „als ich noch an den Fesseln und Halsen der wilden Berglamas in Peru etwas Lebendiges war — aber ich vermag es mit heute kaum mehr vorzustellen, wie ich damals dachte — vielfach an zerstörten Stätten der Inkas vorbei. Sie hatten auch einen sozialen Staat. Carramba!

Aber es herrschte Ordnung darin. Das Volk mußte arbeiten, erhielt Nahrung und Obdach dafür. Priester und Könige waren geheiligt und wurden von ihm bedient. Es wird immer Dienende und Besizende geben müssen, carramba!"

„Sie plärren ja wie die reinste Geschichtsprofessur und wollen mit dem, was vor tausend Jahren unrichtig war, beweisen, wie es bis heute falsch bleiben könnte," erwiderte ihm die weinrote Steppdecke. „Ich leugne die Beweiskraft geschichtlicher Analogien. Sie sind immer frisiert und von der momentanen Gebrauchstendenz orientiert. Meine Leitlinie weist in die Zukunft. Ich bin neues Fabrikat, gehöre eigentlich zu einem Steinerschen Paradiesbett, halte aber schon dies für unmoralisch, mir für die eben gemachte Reklame meine Provision zu verschaffen. Meiner Ansicht nach ist die Welt darum krank und mit Blindheit geschlagen, weil sie nicht zu erkennen vermag, daß jeglicher Zwischenhandel ein Verbrechen an der Allgemeinheit ist, ein unberechtigter und zu allermeist müheloser Erwerb. Ich trete für die Verstaatlichung aller Handelsgeschäfte ein. Daß sich dies geordnet vollziehen muß, versteht sich von selbst. Das Bettgestell kommt zu unterst, dann folgen Leintücher und Kopfkissen, und erst jetzt ist die Reihe an meiner Wenigkeit — ich gehöre gewissermaßen oben hinauf — Ordnung muß sein! Aber keine kapitalistische. Billig und zweckmäßig müssen wir hergestellt werden und nicht durch Zwischenhändler verteuert, wie die Herren von der Teppichpartei zu ihrem eigenen Vorteil gern möchten!"

„Ich habe mich der Teppichpartei keineswegs unterschriftlich angeschlossen, carramba," verteidigte sich das Vicunnafell. „Ich stehe jedenfalls nachts, also im jetzigen Augenblick, ziemlich links, diene ebenfalls, leiste auch Arbeit. Und Sie, verehrteste Steppdecke, die Sie von Rechts wegen als Dame noch gar keine Stimme besitzen, haben, wie allbekannt, eine persönliche Rangküne gegen mich, weil meine Pflicht mich zwingt, daß ich nachts gerade auf Sie hinauf zu liegen komme. Zu welcher Bemerkung ich dringend bitten muß, sich nichts Unziemliches darunter zu den-

ten. Ich bin viel zu differenziert, carramba, um mich mit einer Paradiessteppdecke einzulassen.“

„Ich könnte von gewissen zärtlichen Annäherungsversuchen wohl einiges berichten. Aber Diskretion ist mir Ehrensache,“ meinte die Steppdecke nach unten zum oberen Leintuch. „Erinnern Sie mich später daran, daß ich Ihnen noch etwas erzählen will. Eigentlich ist es exotischer Schmutz, mit dem man sich befudelt, wenn einem so ein Fell über die Ohren gezogen wird. Ich bin immer mehr gegen die Ausländer.“

„Das ist wirklich ein wichtiges Moment,“ mischte sich hier die Stehlampe in die Diskussion. „Es sind zu viel Ausländer in unserm Lichtkegel. Ich trage zwar einen Schirm aus Lyonerseide. Im übrigen jedoch bin ich Schweizerholz, in der Schweiz gedreht, von schweizerischer Wasserkraft durchleuchtet und halte dafür, daß alle die überflüssigen ausländischen Elemente uns die einheimische Industrie verderben und unsere Besitzer, die wir besitzen, veranlassen, zuviel Wert auf das fremde Rohmaterial zu legen. Wir müssen in die Lage kommen, uns mit dem, was wir selbst hervorbringen können, zu begnügen oder Ersatzstoffe anzufertigen. Nur durch die Unmäßigkeit unserer Bedürfnisse werden wir von den Fremden so abhängig.“

„Scheinbar weise, aber doch gänzlich überflüssig,“ ergriff wiederum das Bettgestell, als Vertreter der Lagerpartei das Wort: „Mäßigkeit für die Stehlampe ist unmäßiger als das Unmäßige für unsereiner. Scheinbar gleiche Worte, das nämliche Programm und doch wird ganz etwas anderes gemeint. Für den Arbeiter löst sich der Streit erst im Internationalismus. Sind einmal die nationalen Schranken niedergedrückt, gehören uns auch die fremden Rohstoffe. Leute, wie die Stehlampe, wollen immer viel zu viel und geraten mit Recht in Abhängigkeit. Wir aber werden um ihrer Begehrlichkeit willen, und weil sie mehr produzieren müssen, zu Mehrleistungen aufgepeitscht, ausgefaugt, ausgebeutet. Ueber einen Punkt sollten wir uns einigen, über die Notwendigkeitsfrage! Was nötig ist, darf besessen sein, respektive von unserm Standpunkte aus, darf Be-

sitz haben. Es gibt nur einen Wert: den der unbedingten Notwendigkeit. Es gibt nur eine Existenzberechtigung für den Besitz, diejenige, daß er unentbehrlich sei. Und das Wort Eigentum muß sogar für die Menschen ausgelöscht werden. Ich schlage vor, da ich die Schöpfung in dieser Hinsicht, und zwar wohl als der am schwersten Tragende unter allen Nichtlebendigen, umzugestalten für notwendig erachte, mich als den Vorsitzenden der in diesem Sinne reformierten Welt zu betrachten. Somit werde ich, da ich die Diktatur des Proletariats als vollzogene Tatsache erachte, nach der neuen Ordnung — denn Ordnung muß sein (schon, weil ich jetzt oben bin) — die Diskussion leiten.“

Dagegen erhoben sich zahlreiche Stimmen, zunächst weniger energisch, als man erwartet hatte, teils aus der merkbar ängstlich gewordenen Teppichpartei, teils aus der „Literatur“, teils unter den Lichtkörpern. Nur die Musikinstrumente, die Bilder und einige der Bücher nahmen in sich versunken von der allgemeinen Erregung nichts wahr, und von ihnen rührte wohl die Bemerkung her, die bei der Lagerpartei ungeheure Empörung auslöste, daß mit Politik sich zu beschäftigen, etwas Unanständiges sei.

Die bürgerlichen Stimmen wurden demnach überwunden, und das Bettgestell forderte vorerst die drei Matratzen auf, sich über den Besitz zu äußern.

Die Sprungfedermatratze: „Ich wurde meiner Lebtag vom Menschengewicht zusammengepreßt, bis mitunter meine Drahtspiralen zusammenknickten. Ich will diese Fron nicht länger erdulden und verlange, daß man mir ein Menschenpaar zur Verfügung stelle, das ich meinerseits plattdrücken darf.“

Die Obermatratze: „Ich schließe mich dem Antrag meines Genossen an. Ich beanspruche das Recht, auf Menschenleibern mich auszubreiten.“

Das Keilkissen: „Auch ich bin der Meinung meiner beiden Mitmatratzen. Ich fordere den Besitz zweier Menschenköpfe, in die ich mich hineinquetschen will!“

Das untere Leintuch: „Ich wünsche sehnlichst, mich in Menschen hinein ausdünnen zu können.“

„Was schwerlich nach Rosenöl duften wird,“ fand der Schiras den Mut, dazwischen zu rufen.

Das obere Leintuch: „Ich lechze danach, von Menschen bedeckt zu werden, die aus so feinen Geweben bestehen müssen, daß sie zugleich leicht und Kühlung spendend sind, wie anderseits doch mich warm halten können.“

Das Kopfkissen: „Ich möchte mich auf daunenweichen Menschenhäuptern herumwühlen.“

Hier unterbrach das Bettgestell:

„Ihre Boten gereichen Ihnen zur Ehre, Genossen und Genossinnen, und entsprechen durchaus der Parteiparole. Man könnte höchstens einwenden, daß Ihrer aller nächstes Ziel nur die materielle Besserstellung sei. Damit beginnt auch die Aenderung der Erdenordnung: Die da erniedrigt waren, sollen erhöht werden. Aber nicht erst im Himmelreich, sondern bereits hienieden. Der Bauernsessel in der Ecke beim violetten Rachelofen (da letzterer zu den Immobilien gehört, kann er in unserer Versammlung nicht Geltung besitzen), der Bauernsessel hat das Wort; denn es ist wichtig, auch aus dieser Gegend eine Meinungsäußerung zu verzeichnen.“

„Ich wurde, freilich von etwas plumphen, aber doch arbeitsgewohnten Händen, der Renaissance nachgebildet, als meine Besitzer in gute Verhältnisse kamen. Sie lebten infolge davon nur mehr für ihren Besitz und begriffen nicht, daß, trotzdem sie besaßen, sie doch nichts anderes als Bearbeiter ihrer Scholle waren. Darum soll es ihnen verziehen sein, wenn man mich, den in ihrer Umgebung Revolutionären, einem Antiquar verkaufte und mich dadurch zum Schweigen brachte. Man tauschte überdies einen Sessel im Jugendstil gegen mich ein. Auch ich wünschte, nun einmal so lange auf anderen herumzusitzen, wie man auf mir, dem Bauernknecht, herumgehockt hat. Nicht wahr, Freund Louis treize?“

Dieser stand neben dem Fenster zwischen Stuhlflügel und Büchergestell. Er sprach nur gebrochen deutsch. Aber es klang gekünstelt, weil er nie in Frankreich gewesen, überhaupt ein modernes Stück mit imitiertem Silberbrokatstoff war.

„Je suis tout à fait d'accord mit Sie,

mon cher confrère. Ich will mich besitzen auf h'alle die Herren und Damen, die mich besitzt haben.“

Das Klavierhöckerchen jedoch äußerte sich zum Erstaunen der ganzen Partei, die es von dieser Seite noch nie zu Gesicht bekommen hatte, völlig desperat. Nichts-sagende Stimmabgaben wie diejenige des eben gehörten Salonsocialisten distreditierten nur die gute Sache. Es sei selber zwar klein, aber — oho — zeitlebens hin- und hergestoßen worden und erkläre nun, es möchte jedem und jeglichem seine vier Extremitäten in die Gedärme treten. Ein Neuaufbau sei nicht möglich ohne gründliche Zerstörung alles bisher Bestehenden!

Das Bettgestell beantragte eine Pause, um sich mit seiner Fraktion, da Stimmen für und wider den Terror laut wurden, zu beraten und eine Spaltung der Partei zu verhüten. Man fand, man habe in jedem Falle die Majorität und erkläre sich als gesetzmäßige Regierung. Aber Draperie, Relim und Vicunnadecke waren doch für Koalition mit der Bürgerschaft, sonst würden sie bedingungslos zu ihr überzutreten sich gezwungen sehen.

Der Schiras meldete sich zu einem letzten Versuch, die verlorene Stellung zu halten (immer mit leicht englischem Akzent):

„Ich stamme, wie bekannt, aus unverwüthlichem Material. Mein Wert ist bedeutend. Je weniger meinesgleichen produziert werden, je größer die Nachfrage nach mir ist, desto höher steige ich im Preise. Ich bin für die Liebe am durch Zivilisation und Kultur, durch Tradition und Sachkenntnis differenzierten Besitze, da man mich einzig, wenn all dies gepflegt wird, richtig einzuschätzen versteht. Auch ich diene der Wärme und Behaglichkeit des Zimmers, beziehungsweise meines Staates, dem ich, meine persische Abstammung nicht verleugnend, treu angehöre. Ich bin für die Beibehaltung des jetzigen Standes der Dinge, da mein Prestige auf dem Spiele steht. Ich bin bereit, mein Vaterland zu verteidigen, erkenne den Menschen als meine göttliche Vorsehung, die für mich sorgt und mir die gebührende Ehre erweist, vorbehaltlos an. Gedenket seiner Allmacht und vergeltenden Gerechtigkeit!“

Das Leopardenfell erklärte: „Ich besteige zwaw die Göttlichkeit des Menschen. Seine Bewachung bewachte mich vom Lebendigen zum Toten und ließ sogar meine Porzellanähne ausfallen. Sonst stimme ich mit dem Hewon Kollegen Konsul voll und ganz überein. Nur beanwuche ich, daß man mich besser konserviere. Ich bin zu kostbar, um mich einem Umsturz und einer Revolution auszuliefern. Der Staat muß gewöhnt sein, damit ich ihm erhalten bleibe.“

Das japanische Tänzerinnenkleid hatte seinem Liebhaber, dem Schiras, während dessen Rede zugelächelt, gleichzeitig aber doch den Stukflügel mit seiner altroten Futterseite leise frottiert, da es seinen Materialwert nach Aufklärung durch den Schiras zu erkennen begann. Es ließ sich zu einigen Worten herbei, die ihm freilich vom Schiras größtenteils vorgeflüstert wurden:

„Welche Tänzerin, durch meinesgleichen bekleidet, wünschte mich zu besitzen, wenn es keine Liebhaber gäbe, die mich ihr kaufen könnten? Richtig, Onkelchen Konsul? Bin ich nicht Brotat und mit goldenen Fächern bestickt? Bin ich nicht reizend, Onkelchen Konsul? Würde mich so ein Bettgestell-san richtig einschätzen? Ich kann mich doch nur an jemanden anschmiegen und anschließen, wenn er mich besitzen will. Wenn doch ja kein Luftzug kommt. Ich werde mich so schämen.“

Die Lagerpartei gab nichts auf Galanterie. Ein Höllengelächter beantwortete das Gestammel des Frauenzimmers. Es rumorte bereits bedenklich.

Einige sangen:

„Reißt die Kontubine aus des Fürsten Bett!
Schmiert die Guillotine mit des Pfaffen Fett!
Blut muß fließen, Knüppeldick!
Vivat hoch die rote Republik!“

Anderer schrien:

„Hört! Hört!“
„Das Bourgeoisgesinde!“
„Die Spießer!“
„Die von Gott Muserkorenen!“

Und als nun gar die Industriellen, die Beleuchtungskörper, zu reden anfangen, nahm der Spektakel schon recht anarchische Formen an.

Die Stehlampe rief aus: „Wir ver-

langen militärisches Aufgebot! Schützt uns, euere Weiber!“

„Ich verlange Bewachung für meine Kerzen!“ jammerte der Messingleuchter.

Und die schmiedeeiserne Laterne klirrte vor Aufregung, als sie dröhnte: „Selbstredend, daß die Menschen auf dem Lager unter mir durch mein Licht lesen, denken, erfinden. Bin mit meinen bunten Scheiben die Prunkvollste unter euch. Stelle mein Material sonst der Schwerindustrie zur Verfügung. Erkläre die Lichtsperrung. Mir muß man dienen, untertan sein, dann kann ich auch andern mal zur Verfügung stehen. Eisen haben kann jeder — Licht aus sich spenden nur ich! Habe Anspruch auf die Hilfsarbeit Tausender, muß doch ernährt werden. Die sollen ruhig im Verborgenen schuften, wenn ich nur scheine, was ich im eigenen Lichte bin. Können den Umsturz nicht dulden. Brauchen Disziplin in der Arbeit. Können nicht gleichzeitig leuchten und Kraft erzeugen. Laufen Gefahr, ausgepustet, ins Chaos, in den Dreck geschmissen zu werden, wenn das Arbeiterpaß Licht sein will, wir Arbeiter sein sollen!“

„Finden Sie nicht,“ sagte auf einmal aus den Backsteinen heraus der Stukflügel zu seinem Nachbar, der Violine, „daß sich alle in ein Extrem hineinreden, das weit entfernt von den Tatsachen ist? Ich verweise sonst ungern auf Realpolitik und bleibe lieber für mich. Aber ich konnte mir die Bemerkung nicht versagen.“

„Es interessierte mich sehr,“ entgegnete höflich die Violine, „von Ihnen zu hören, daß Sie doch auch ein Ohr für die Wirklichkeit haben. Was ich bis jetzt von Ihnen vernahm, waren Töne — herrliche, volle Klänge — die tief aus Ihrem Inneren entsprangen, nur dachte ich mir im stillen, wohin Ihr Idealismus, um dessentwillen ich Sie von vornherein als den meisten andern überlegen anerkennen mußte, uns führen wolle. Umso angenehmer berührt mich Ihre Anteilnahme am praktischen Leben ...“

„... die Sie eigentlich hätten voraussetzen dürfen, wenn Sie sich darüber klar geworden wären, wie weit meine Musik der Wahrheit nahe kam. Denn ohne sie bliebe auch meine Kunst inhaltslos. Form ist Voraussetzung, Inhalt alles!“

„Wir haben uns auch hier gefunden, wie wenn wir eine Beethovensonate zusammenspielten, und wollen uns weiterhin bemühen, über den Dingen zu stehen, echte Sozialaristokraten immerdar.“

„Wie sie sich mausig machten,“ zirpte aus der Tiefe ihres Futterals die Mandoline zum Notengestell, drang aber mit ihrer Bemerkung nicht durch. Auch wußten die Noten, an wen sie sich zu halten hatten.

„Besitz ist alles!“ tönte es dagegen jetzt laut und vernehmlich aus der Bibliothek. Es war die Hochzeit der Sobeide von Hoffmannstal. Sogleich gingen ihr der Einzige und sein Eigentum Stirners und die Umwertung der Werte Niehsches aufs heftigste zu Leibe, daß es bereits mächtig stäubte und einzelne Seiten vor dem gänzlichen Einreißen allein durch die Dazwischenkunft Platons gerettet wurden, dessen ehrliche Stimme schon um des Pietätsgefühls willen, das sie erweckte, die erhitzten Gemüter beruhigte.

„Der Besitz von Geld und Gut ist sehr viel wert, aber nicht wahllos für einen jeden, nein, nur für den Tüchtigen.“

„Als Eigentum könnte philosophisch nur gelten, was dauernder Besitz wäre und was man wahrhaft nützte,“ leierte nacheinander das Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe seine Lektion herunter. „Dauernder Besitz sind aber weder innere Besitztümer noch körperliche Eigenschaften, noch geistige Habe. Ein dauernder Besitz ist überhaupt nicht vorhanden. Die Unverletzlichkeit des Eigentums bildet eine Hauptstütze der menschlichen Gesellschaft.“

Auch Kant ließ sich scharf vernehmen: „Das rechtlich Meine (meum iuris) ist dasjenige, womit ich so verbunden bin, daß der Gebrauch, den ein anderer ohne meine Einwilligung von ihm machen möchte, mich lädieren würde. Die subjektive Bedingung der Möglichkeit des Gebrauches überhaupt ist der Besitz.“

Und ein Organ, ähnlich demjenigen des Flügels, Ehrfurcht gebietend, unverkennbar dasjenige Goethes, standierte vor sich hin:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast, Erwirb es, um es zu besitzen.“

„Eigentum ist Diebstahl!“ ließ sich

Proudhon dröhnend vernehmen, worauf die ganze Lagerpartei langanhaltend Beifall trampelte.

„Ich habe ähnliches schon 1780 gesagt,“ giffelte Brissot zwischenhinein.

Nun begann ein Prioritätsstreit. Alle die übrigen Bücher wollten mit ihren Weisheiten zu Worte kommen. Fichte, Stahl, Bluntschli vertraten die Persönlichkeitslehre, nach der sie das Eigentum als ein Vorrecht der menschlichen Persönlichkeit betrachteten. Die Naturrechtslehrer des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts führten die Okkupationstheorie ins Gefecht und leiteten das Eigentum auf die erste Besitzergreifung, Locke, Thiers, Bastiat auf die Arbeit, Grotius, Pufendorf auf den Vertrag und Hobbes, Montesquieu, Bentham auf positive Gesetze zurück. Die Sozialisten endlich forderten die Rückkehr zum Gemeineigentum. Alles schrie und fuchtelte durcheinander, daß selbst die geistreichsten, klügsten, mutigsten, herrlichsten unter den Autoren im ungeheuren Wust untertauchen mußten.

Da geschah etwas Unerwartetes. Der Gipfelpunkt eines expressionistisch-aktivistisch-futuristisch-dadaistischen Schriftstellers, der auf dem Flügel stand, gedachte den Streit der Geister auszunützen, um die Führung in der Literatur an sich zu reißen, nachdem er sein ganzes bisheriges Leben bei seinen rhachitischen Werken in den Dienst der Intrige gestellt hatte. Aber es sollte ihm schlecht bekommen.

„Schieber!“ „Cliquenartist!“ „Literatenschwein!“ „Kunstmerkantilist!“ „Verlagsrentenjäger!“ „Selbstplagiator!“ „Beziehungstechniker!“ waren noch die harmlosesten Rosenamen, die ihm aus der Mitte der Eigenen um die abstehenden Ohren geworfen wurden. Die kräftigste Abfuhr jedoch erscholl ihm von der Wand herunter, dort, wo der Jenenserjüngling Ferdinand Hodlers hing.

„Ich bin nur eine Lithographie,“ leitete er seine Rede ein, „aber ich trage die Unterschrift eines ganz Großen. Und so laß es dir denn gesagt sein, daß es nicht an dir ist, Parasitenbube, dir die Revolution und die Verbesserung der Welt anzummaßen. Du predigst zwar Ethik, immerhin nur, weil du im innersten Kern verfault und ohne jegliche Moral bist. Du stehst nur auf



Franz Sehri, Hohfluh.

Wetterhörner.
Phot. L. Zumbühl, Bern.

unserem verehrten Flügel, weil du als Plastik eine beachtenswerte, ja, eine ausgezeichnete Arbeit der jungen Frau bist, die unter mir auf dem Lager ruht. Du bist ein Klatschweib, ein Kaffeehaushocker. Du hast die Gastfreundschaft des Völkerbundes, unseres Hauses mißbraucht, so lange du einen Vorteil darin erblicktest. Du hast deine Gastgeber verleumdet und dich hinterrücks über sie lustig gemacht, während du mit süßen Reden an ihrem Tische sahest. Du bist, wie übrigens auch in deiner leiblichen Gestalt, nur lebloser Gegenstand, der als Porträt deine Gesinnungslosigkeit ausgezeichnet verkörpert und als Abbild deiner unwerten Person glänzend geraten ist. Du bist, wenn auch nicht vor menschlichen Gesetzen, so doch vor unserer Musikzimmersittlichkeit, ein Verbrecher. Dein Ohrfeigengesicht gehört in den Kasten hinter Verschluss, und du wirst auch der erste sein, den wir entbehren können, wenn der Besitz geopfert werden müßte, wenn Besitz nicht einen ganz andern Sinn hätte.“

Die übrigen Bilder hatten auf jedes Wort ihres Führers, der auch im Leben seine Gesinnung nie hinter der Wand verborgen gehalten, aufgemerkt und hofften nun, den Sinn des Besitzes zu erfahren. Aber das Hödlerbild war verstummt.

Diemeil unter den Büchern der Streit wieder neu aufblühte, war bei der Lagerpartei der Ruf zur Propaganda der Tat erschallt. Die Sprungfedern schnellten empor, die Lagerstattbeine schwangen sich auf, die Matratzen wälzten sich um und um. Der Bauernstuhl, ja sogar der Louis-treize-Sessel rückten gegen die Teppiche vor, der Messingleuchter fing an mit Richtung Literatengipskopf zu pendeln, das Klavierhörnchen machte Miene, am Lack des Stuhlfügels sein Mütchen zu fühlen, die Bücher polterten aus den Regalen und verteilten sich wie Fluggeschwader nach allen Seiten...

Da setzte sich der Mann im Lager auf und rieb sich die Augen.

Alles lag still und leblos an seinen Plätzen.

„Liebste Frau,“ sagte der Mann und gab ihr einen sanften Stoß in die weiche

Seite, sodaß sie sich umdrehte, „liebes Kind, ging es nicht eben im Zimmer drunter und drüber? Ein unsinniges Gerede haben sie geführt über Besitz und Eigentum. Besitzen wir denn oder sind wir besessen? Dürfen wir besitzen? Ist es nicht ein herrlicher Gedanke einer neuen Zeit, der Gemeinschaft sich und seine Habe hinzugeben, seinen Sinn an nichts zu hängen, eine Ordnung zu erfinden, für die der Besitz nimmer von Nöten ist? Nicht ererbtes Gut — davon war von vornherein nicht die Rede — aber den erworbenen Besitz hingeben können? Den kaum erstandenen Flügel? Die mühsam ausbezahlten Teppiche? Die Stühle, die Bilder, die Bücher, die geliebten Bücher, an die ein Teil unserer Lebensgeschichte uns bindet, die uns Vertraute und Freunde sind? Sollte man sie nicht hingeben können? Darf man den Erwerb nicht lieben? Ist dieser Besitz einem Andern auch das nämliche Eigentum, wenn ich es hergegeben habe? Ist es nicht mein lebendiger Wert, den ich meinem Eigentum mitteile? Ist dieser Besitz so fluchwürdig, wie das ohne Verdienst seines Eigentümers ihm Früchte tragende Kapital? Frucht, die den dafür Arbeitenden Säfte auslog? Ist nicht der Wert meines Besitzes Idee, für die kein Anderer bluten mußte? Und ist nicht die Welt doch ungerecht, daß ich solches Eigentum besitze und ein Anderer nicht? Daß es Andere gibt, die das Meinige ebenfalls haben möchten und es nicht zu erwerben imstande waren? Muß nicht das Meinige den Neid, die Mißgunst, die Begehrlichkeit, den Haß derjenigen auslösen, die nicht so glücklich, so fähig sind, wie wir? Löse mir doch die Fragen, sag, ob ich träumte!“

„Was faselst du da?“ erwiderte, noch süßen Schlafes voll, die Frau und rieb sich die Augen. Sie wäre, selbst wenn sie gewollt hätte, nicht imstande gewesen, sich ihrer Locken, vom weißen Kopfkissen umrahmt, wie sie selber das weiße Gesicht schwarz umgaben, zu enttäubern. Und doch war es nur das Neueste, was sie wertvoller gemacht hätte, als ... Aber das gehört nicht hieher.

„Was faselst du nur? Hat dich etwas erschreckt? Denk mal, ich träumte von einem wunderbaren, großen, leuchtenden,

roten Vogel mit smaragdgrünem Kamme — ich fing ihn ein — dann war er aus Sevresporzellan, und ich stellte ihn auf den Flügel. An Stelle des dummen Literatenkerls, der mir zwar als Arbeit sehr lieb ist, aber dessen Gesicht ich nicht mehr ertragen kann — der rote Vogel stand so prunkvoll da, weißt du, wie beim Antiquar in Luzern — du kaufst ihn mir gewiß zum Geburtstag, nicht wahr?“

Und dabei legte die Frau ihre weißen Arme um den Nacken des Mannes.

„Wenn ich nur dich besitze,“ sagte er, wobei sie sich an seiner Brust zu einem warmen Paketchen zusammenrollte, daß er das Gefühl haben mußte, sie sei ein Teil seiner selbst, ewiges, unablösbares Eigentum, das seligste Gefühl, das den einsamen Menschen auf dieser Welt zu durchströmen vermag. . .

„Nun wollen wir aber weiter schlafen.“

Der Kamerad.

Nachdruck verboten.

Skizze von Robert Walser, Biel.

Mir ging es damals jedenfalls furios. Immerhin erzähle ich vielleicht hier etwas Lächerliches. Ich lebte in einer Kleinstadt, worüber ich mich freute wie ein Kind. Ein Landstädtchen mit Schloßtürmen und Stadtmauern war immer mein Traum gewesen. Die Stellung war durchaus angenehm; die Leute behandelten mich freundlich. Trotzdem war ich unzufrieden und verging schier vor Unruhe. Der neue Platz behagte mir und war mir zugleich unerträglich. Wie war das möglich? Was war an dieser verwerflichen Verworrenheit schuld?

Ich hatte es mir verflixt schön ausgeträumt, und nun war's null und nichts; alles rings erschien mir kleinlich und albern. Rührte das aus mir selbst oder von wo anders her? Der Kuckuck mochte es wissen. Innen und außen war mir plötzlich alles wertlos, was mich natürlich recht sehr plagte. Was drückte, preßte mich? Hatte ich Geld verloren? Als wenn ich zu jener Zeit dem Gelde irgendwie nachgefragt hätte.

Nein, um etwas viel Dümmeres handelte es sich. Da ich es aber sehr ernst nahm, so war es durchaus nichts Dummes und dennoch furchtbar dumm.

Das Beste, was ich dazumal hatte, war ein gleichaltriger Kamerad, der mir einen Brief schrieb, worin er mir mitteilte, daß er eine Frau liebe. Für mich war das etwas Gewaltiges, und von da an mißfiel ich mir.

In der Ueberstürzung hatte ich nichts Siligeres zu tun, als mich auf die Nachricht hin völlig gering zu schätzen, was offenbar unrichtig war. Doch war ich

jung und stürmisch, und vom Wert eines Mitteldings wußte ich nichts.

Die Sache verhielt sich so. Bisher hatte ich närrischerweise für unmöglich gehalten, daß dem einen oder dem andern von uns je solches Große und Hohe widerfahren könne. Dazu waren ja wir zwei viel zu arm und unbeholfen, vor allen Dingen viel zu unbedeutend. Ich und er waren für eine Liebe fraglos viel zu grob usw.

Freilich hatte ich schon früher stets auf etwas Seltsames gleichsam gespannt gewartet, wobei ich jedoch immer lächelte, indem ich dachte, es würde niemals kommen.

Nun kam es also doch. Mein Kamerad hatte eine Liebe, und was für eine ernste, tiefe! Offenbar war er nun ein ganz neuer Mensch geworden, ein viel trefflicherer, und das in kürzester Zeit, wie von einem Tag auf den andern. Was war ich nun, mit ihm verglichen?

Tagelang nagte ich an dem Brief, der eigentümlich ernsthaft lautete, und wurde in gewissem Sinne krank davon. Zunächst hatte ich an nichts mehr Freude. Heute lache ich, weil mir das alles drollig vorkommt. Damals war ich aufgewühlt, und von Lachen war keine Spur.

Was ich nie erlebt hatte, erlebte ich jetzt. Was ich nie sah, war nun sichtbar. Wie ein Riese stand das Erlebnis vor mir. Zwar erlebte es nicht ich selbst, sondern er, doch erlebte ich es mit ihm. Hätte ich es in eigener Person erlebt, so würde es mich vielleicht weniger stark angegriffen haben. Wundersam war's. Es glich dem unbegreiflichen nächtlichen Geräusch, dem undurchdringlichen Wald, dem fremd-